

Epilog

Unter dem Titel „Der andere Stern“ veröffentlichte Günter Kunert 1974 die Zusammenfassung seiner Erlebnisse in den USA: Eine Blitzlichtaufnahme, die ungeachtet ihrer offenkundigen Subjektivität zu erkennen gibt, dass Bevölkerung und Gesellschaft der USA sich selbst heute noch wesentlich von der europäischen unterscheiden. Ähnliches – mit veränderten Modalitäten – hätte ein Europäer auch 1914 oder 1934 wahrnehmen können. Wen aber konnte und kann das überraschen? War nicht das Ziel aller – nicht allein der europäischen Auswanderer, ebenso auch derjenigen aus Mittel- und Südamerika, selbst der aus China Zugewanderten –, in den USA ein anderes Leben aufzubauen, etwas Neues zu erarbeiten: eine bessere Welt nämlich! Sollten diese Umstände einen Historiker davon abhalten, einen Politiker der Neuen Welt mit einem Politiker der Alten Welt zu vergleichen? Sicher nicht.

Mitte des 19. Jahrhunderts erreichte eine neue Welle europäischer Einwanderer die USA, was die ganze Nation mit ihrem zwischenzeitlich voll erblühten eigenen Geistesleben nicht unerheblich irritierte. Unter dem Einfluss des englischen Unitariers Joseph Priestley, wie auch der Deutschen Herder und Kant und vor allem dann Carlyles, Coleridges und Wordsworth war mit den amerikanischen Transzendentalisten Ralph Waldo Emerson, Margaret Fuller und Henry David Thoreau ein erster eigener philosophischer Weg entwickelt und darauffolgend mit Charles Pierce, William James und John Dewey quasi eine eigene philosophische Schule, die des *Pragmatismus*, begründet worden. Im Zusammenklang mit den Idealen der Gründungsväter Benjamin Franklin, Thomas Jefferson und George Washington kann dies dann vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert als ein genuin amerikanischer Weg angesehen werden.

Dieses Denken, diese Philosophie ist bis heute präsent, allerdings nicht mehr dominant. Im Verlaufe der Expansion der USA – beginnend mit dem Kauf des französisch beherrschten Teiles Nordamerikas – damals bereits Louisiana genannt – änderte sich Schritt für Schritt die Zusammensetzung der Bevölkerung. Der Anteil derjenigen, die die Ideen dieses neuen Staates, das eigentlich „Amerikanische“, von klein auf verinnerlichen konnten, wurde zunehmend kleiner. Noch „europäischer“ im Denken und Verhalten wurden die USA mit der bereits genannten großen Einwanderungswelle zum Ende des 19. Jahrhunderts aus Südosteuropa. Der große Gründungsmythos und die davon ausgehenden Philosophien traten mehr und mehr in den Hintergrund, selbst die Ereignisse um die Sezessionskriege, die Frage der Gleichberechtigung von Schwarz und Weiß und der Tod Abraham Lincolns waren für die vielen „Neuen“ eher Geschichten einer anderen Welt, von denen man vielleicht gerade noch in der Sonntagsschule hörte. Präsent im Kopf der vielen Neubürger waren die Hungersnöte in Irland, die Armut in Süditalien, die Unterdrückung der Polen nach der Teilung ihres Staates, die vielfältigen Benachteiligungen in der KuK Monarchie und die Judenpogrome im zaristischen Russland. In der Konsequenz wurden die Vereinigten Staaten selbst im Denken und Glauben europäischer, beherrschten europäische Probleme die allgemeine Debatte und begannen das politische Denken und Handeln der Politik zu beeinflussen. Spätestens mit der Wilson-Administration wurde europäische Politik Gegenstand des politischen Kalküls. Mit dieser politischen Linie aber brach Wilson als erster Präsident der USA mit dem von George Washington definierten politischen Grundsatz der Politik der Vereinigten Staaten, der darauf hinauslief, dass es mehr als vernünftig sei, sich aus der europäischen Politik herauszuhalten. Das aber war nun unter dem Einfluss gerade der stark wachsenden katholischen Bevölkerungsgruppen, die beispielsweise intensiv mit den Vorgängen in Irland verbunden blieben, Geschichte.¹⁴⁰

Kennedy war der Typus des neuen, aufgrund verwandtschaftlicher Zusammenhänge eher noch europäisch aufgewachsenen Amerikaners. Den Karriereverlauf des in Amerika geborenen, englandkritischen Iren Joseph Patrick Kennedy mit dem des in Amerika geprägten Deutschen Joachim von Ribbentrop zu vergleichen, bietet sich insofern geradezu an.

Der „Amerikanische Traum“, der Gedanke, dass ein tüchtiger Mann (durchaus auch mit einer tüchtigen Frau) es – auf welche Weise auch immer – zu etwas bringen könne, beherrschte das Denken und Handeln vieler Amerikaner in der Wendezeit vom 19. auf das 20. Jahrhundert. Joseph Patrick Kennedy war lediglich Kind seiner Zeit. Das Milieu, aus dem er kam, ermöglichte seinen Aufstieg, und er war clever genug, die Spielregeln des Erfolges zu lernen. Er nutzte diese exzessiv, denn Skrupel zu haben, hatte er nicht gelernt. Dennoch bemühte er sich, dem Dunst dieses Milieus zu entkommen. Es brauchte einige wilde Jahre, bis er erkannte, dass die diesem Milieu angehörenden Menschen ihm im Zusammenhang mit einer ganz anderen Mission von Nutzen sein könnten. Ob aber aus dem Saulus tatsächlich dann unter dem Einfluss Roosevelts und des New Deal tatsächlich ein Paulus geworden war, der sich lediglich dem öffentlichen Wohl und – nicht zu vergessen, weil viel zu oft betont – dem Wohl seiner Kinder verpflichtet fühlte, wird hier bezweifelt, schließlich gab es auch Hinweise, dass Kennedy beispielsweise selbst während seiner Zeit als Botschafter noch spekulativ am Finanzmarkt aktiv war.¹⁴¹

Von elementarer Bedeutung für Kennedys weitere Entwicklung war die Begegnung mit Kardinalstaatssekretär Eugenio Pacelli in New York, 1936. Die im Zusammenhang mit dem Pacelli-Besuch geschlossenen Freundschaften mit dessen Privatsekretär Enrico Galeazzi und dem *auxiliary bishop* Spellmann von Boston, dem späteren Kardinal und Erzbischof von New York, erweiterten darüber hinaus ganz wesentlich seinen Wahrnehmungshorizont. Eine neue, ganz andere Per-

spektive tat sich so auf, die selbst dem bisher gelebten Leben einen Sinnzusammenhang gab und das bedeutete: Die Spielregeln des Kapitalismus zu verstehen und dementsprechend auch nach diesen zu spielen, war keineswegs falsch, erst recht nicht böseartig. Falsch waren nach dieser Sichtweise allein die Schlussfolgerungen der Sozialisten und Kommunisten, die beispielsweise in Spanien dabei waren, das Privateigentum anzutasten und den Einfluss der Kirche auf Schule und gesellschaftliches Leben zu beschneiden. Das waren die tatsächlichen Feinde, die es zu vernichten galt. Dass Kennedy mit dieser Präzisierung seiner Position begann, das mühsam genug aufgebaute Vertrauensverhältnis zu Franklin D. Roosevelt zu zerstören, wurde ihm erst allmählich klar, interessierte ihn dann aber auch nicht mehr sonderlich, denn 1940 würde Roosevelt Geschichte sein. Letztlich war der Gedanke nicht ganz abwegig, dass er – oder zumindest jemand seiner Couleur, James Farley beispielsweise – Roosevelt beerben würde. Genau diesen Gedanken beschrieb der ins Exil geflüchtete italienische Diplomat Count Sporja in der in Basel erscheinenden Nationalzeitung vom 2. Juni 1938: „... *He {Kennedy} is sympathizing in such a way with General Franco – and means he is doing a good work for his church – that he often explains that the Democratic policy of the United States is only a Jewish matter and that Roosevelt will disappear 1940.*“¹⁴²

Am 7. März 1938 ernannte Roosevelt Joseph P. Kennedy zum offiziellen Vertreter des Präsidenten bei der Krönung Pius XII., des vormaligen Kardinalstaatssekretärs Eugenio Pacelli, in Rom. Bemerkenswert daran war einerseits, dass ein Präsident der Vereinigten Staaten überhaupt einen Repräsentanten zur Papstkrönung sandte, es war auf der anderen Seite bemerkenswert, dass er Joseph Kennedy benannte. William Phillips, US-Botschafter in Rom und langjähriger Vertrauter Roosevelts, wäre mindestens ein ebenbürtiger Vertreter gewesen. Kennedy empfand diese Ernennung deshalb als besondere Anerkennung und genoss das Ereignis selbst und seine besondere Rolle in dem Spiel.

Er interpretierte dies als eine quasi Weihe auf dem Weg zu der von ihm angestrebten Präsidentschaft, und der amtierende Präsident war offenkundig Pate bei diesem Gang – so mag es Joseph Kennedy jedenfalls verstanden haben. David Nasaw schreibt: „*No president had ever before sent an official representative to Rome for a papal coronation. That Roosevelt had been persuaded to do so and had decided to send Kennedy instead of Ambassador William Phillips, who was already in Rome, was a considerable honor.*“¹⁴³

Für Franklin Roosevelt dagegen war diese „Ernennung“ – wie so manche seiner weiteren vieldeutigen Äußerungen und Handlungen, so auch die Ernennung Kennedys zum Botschafter – eher ein boshafter *joke*, mit dem er die Eitelkeit eines Mannes, der ihm von Grund auf unsympathisch war, kitzeln konnte. Es amüsierte ihn eher, dass Kennedy dieser Angelegenheit überhaupt irgendeine Bedeutung beimaß, denn letztlich war Kennedy lediglich Lückenbüßer. Den Vatikan zu verprellen, wäre keine gute Idee gewesen für einen Präsidenten der Demokratischen Partei, aber den amerikanischen Botschafter in Rom zum offiziellen Vertreter des Präsidenten zu ernennen, wäre in der amerikanischen Öffentlichkeit nicht vermittelbar gewesen – schließlich gab es immer noch keine offiziellen Beziehungen zwischen den USA und dem Vatikan. Die Entsendung eines amerikanischen katholischen Iren, der zufälligerweise auch US-Botschafter in London war, ließ sich dagegen als simple nette Geste gegenüber einer großen ausländischen Organisation erklären.

Zusammengenommen: Die Signale, die Kennedy als Zeichen eines erfolgreich eingeschlagenen Weges interpretierte, waren genau das Gegenteil. Mit der Übernahme der Botschaft in London war der ehemalige quasi „Koalitionspartner“ eines um sein politisches Lebenswerk kämpfenden Präsidenten uninteressant geworden, er hatte sich sozusagen selbst aufs Abstellgleis geschoben: „*Assistant Secretary Adolf Berle*“, einer der engsten Vertrauten Roosevelts, „... *put it blunt-*

ly. *‘Joseph Kennedy goes. A good idea; it will get him out of the country. ...’*¹⁴⁴

Er verlor praktisch die Möglichkeit, seine Kontakte, sein Netzwerk zu pflegen, und in dem Maße, wie ihm dies weniger gelang, schwand auch seine Möglichkeit der Einflussnahme. Längst schon standen andere bereit, seine Rolle in der Heimat zu übernehmen. Gern las man zwar immer wieder seine gelegentlichen, gut platzierten Presseverlautbarungen, aber mehr als 5.000 km entfernt vom Zentrum des Geschehens war er weniger der einflussreiche Magnat und Strippenzieher als ein netter Onkel, der immer wieder interessante Geschichten von den exotischen Verwandten in Europa zu erzählen hatte.

Stellt man nun Joachim Ribbentrop neben Joseph Kennedy, so ist eines ganz klar: So viel Geld wie ein gerissener Spekulant am amerikanischen Aktienmarkt der zwanziger Jahre gewinnen konnte, war durch Verkauf von Weinen einerlei welcher Art nicht zu verdienen. Aber davon losgelöst: In dem Deutschland, das Ribbentrop, von seinem letzten Einsatzort Istanbul kommend, 1918 erreichte, gab es ohnehin kaum etwas zu verdienen, und über eine gut im System vernetzte Verwandtschaft verfügte er auch nicht – hätte er zu dem Zeitpunkt auch nicht verfügen können, da sich das tradierte System in Auflösung befand. Es ist weiterhin unüberschbar, dass Ribbentrop die gewisse Leichtigkeit, die in dieser jungen, dynamischen und optimistischen nordamerikanischen Gesellschaft – durchaus auch in Kanada – zu erleben war und auch Kennedys Wesen kennzeichnete, sehr bald aufgrund seiner eigenen schweren Erkrankung und des bald darauf folgenden Verlustes des Bruders früh verloren ging. Dass er dann als Sohn eines nicht ganz unbedeutenden deutschen Offiziers bei Kriegsbeginn den Versuch unternahm, sich nach Deutschland durchzuschlagen, um dann vier Jahre lang den „Dienst fürs Vaterland“ zu leisten, war nicht unbedingt überraschend. Überraschend war eher, dass er sich nach dem verlorenen Krieg nicht irgendeinem der sich zusammenrottenden Freikorps an-

schloss, um gegen die „Systemverbrecher“ zu kämpfen. Stattdessen wieder die Tätigkeit als Kaufmann aufzunehmen, mag dann einerseits den Erfahrungen in Nordamerika und andererseits der Notwendigkeit, dem Vater, der sich für die Behandlung des zweiten Sohnes hoch verschuldet hatte, unter die Arme zu greifen, zuzuschreiben sein. An Wendigkeit stand er Joseph Kennedy allerdings nicht nach. Sehr bald gelang es Ribbentrop, in konservativen Kreisen Fuß zu fassen und mit Konzilianz und der in Amerika erlernten Offenheit Menschen für sich einzunehmen.

Er war ein gern gesehener Gast und, da er etwas von Weinen verstand, in Folge auch ein guter Weinverkäufer. Der professionelle Lügner und Wortverdrehler Goebbels ließ seiner Häme freien Lauf, als er Grund dafür hatte anzunehmen, dass Hitlers Sympathie für Ribbentrop seine, Goebbels eigene, Position gefährdete. Anlass dazu gab Ribbentrop allerdings auch selbst, denn seine zwischenzeitlich entwickelte Eitelkeit und sein auffälliges Bemühen, Zugang zu den „besseren Kreisen“ zu finden, hatte eine gewisse Penetranz und konnte bei den nationalsozialistischen Systemgegnern nur auf Hohn und Spott stoßen. Ribbentrop selbst hatte allerdings mit „der Bewegung“ auch nicht viel im Sinn – nicht nur, weil sie nichts von Wein verstanden, sondern vornehmlich, weil Ribbentrop sich zu einem authentischen Konservativen entwickelt hatte, dem allen Anzeichen nach zu Recht eine Nähe zur Partei Gustav Stresemanns, der liberal-konservativen Deutschen Volkspartei, nachgesagt wurde. Dass Ribbentrop dann im Rahmen der Regierungsübernahme Hitlers eng mit von Papen kooperierte, wird hier als Beleg dafür genommen, dass die Istanbulischen Gemeinsamkeiten der beiden schon in den ersten Tagen der Weimarer Republik wirksam waren – beispielsweise in der Beziehung zu Mathias Erzberger. Groteskem Theater muss die Situation am Tag des sogenannten „Judenboykotts“ am 1. April geglichen haben: Von Ribbentrop mit jüdischen Freunden beim Dinner im Adlon, während auf den Straßen der Terror

gegen Juden tobte – das kann nur als kafkaesk bezeichnet werden.¹⁴⁵

Es war der Anfang einer Tragikomödie eines nicht sehen und nicht verstehen wollenden Toren. Dabei war Ribbentrop in diesem Falle nicht einmal der Drängende. Hitler bat und lockte ihn zunächst mit Aufgaben und höchst interessanten Herausforderungen. Da sich aufgrund seiner lang gepflegten Kontakte zum englischen Adel auch Handlungserfolge einstellten – das Deutsch-Englische Flottenabkommen schien ein solcher Erfolg –, ist durchaus nachvollziehbar, dass einem so in luftige Höhen Gehobenen Maß und Mitte verloren gehen konnten. Die Ernennung zum Botschafter in London mochte noch durch Leistung gerechtfertigt gewesen sein, aber bereits in diesem Amt zeigte sich die Überforderung eines Menschen, der einem Amt gerecht werden sollte, für das er nicht vorbereitet und mental auch nicht geeignet war. Das Fürchterliche bestand in dem Umstand, dass von Ribbentrop auf dem Gebiet der Außenpolitik in der das Deutsche Reich beherrschenden Clique quasi der Einäugige unter den Blinden war und dass Hitler des so unbedingt Ergebenen zu bedürfen schien. Nicht von der Hand zu weisen ist allerdings auch der Gedanke, dass Hitler die Grenzen von Ribbentrops erkannt hatte und ihn als willfährigen Helfer gegen den übermächtig zu werden drohenden Göring benutzte. Görings Abneigung, sich mit dem Parvenü ins Benehmen zu setzen, war bereits während der Verhandlungen im Hause von Ribbentrop 1933 deutlich geworden. Aber die Kontroverse wurde mit den Jahren tiefgreifender und konkretisierte sich in aller Schärfe in der Frage der deutschen Haltung zum Finnisch-Russischen Krieg: Von Ribbentrop vertrat die Position der Sowjetunion, und Göring sorgte für die Überflugrechte italienischer Bomber, die die Finnen gegen die Sowjetunion unterstützen sollten. Es ging also keineswegs mehr allein um zwischenmenschliche Aversionen: Es hatte sich längst auch ein grundsätzlicher Antagonismus in Bezug auf die strategische Ausrichtung der deutschen Außenpolitik herausgebildet. Die Frage, warum von Rib-

bentrop nach dem Überfall auf die Sowjetunion nicht zurücktrat, beschäftigte auch den Sohn, der der Vermutung Ausdruck gab, dass Hitler nach Rudolf Hess' Flug nach Großbritannien um jeden Preis einen weiteren Abgang habe verhindern wollen.¹⁴⁶

Auf dem Weg in die Führungsspitze des nationalsozialistischen Reiches ging von Ribbentrop so ziemlich alles verloren, was er in Nordamerika gelernt hatte. Nur so ist auch sein abwegiges Verhalten gegenüber Sumner Welles verständlich. Sumner Welles hatte im Rahmen seiner Europa-Mission am 1. März 1940 von Ribbentrop im Auswärtigen Amt aufgesucht. Zwei Stunden monologisierte von Ribbentrop mit geschlossenen Augen, um abschließend zu erklären: „*We have not attacked England. She has attacked us. I see no way by which we can attain the peace we want and which we seek, save through German victory.*“ Welles' Kommentar für Roosevelt: „*Ribbentrop has a complete closed mind. It struck me as also a very stupid mind. The man is saturated with hate for England, and to the exclusion of any other dominating mental influence.*“¹⁴⁷

Diese Einschätzung kann nach allem, was bekannt ist, als sachlich korrekt bezeichnet werden und beschreibt doch insgesamt nichts anderes als das Grundverhalten eines „enttäuschten Liebhabers“, der das, was er einst liebte, nur noch hassen konnte. Von solchen Emotionen war Joseph Kennedy weit entfernt und doch andererseits ganz nah bei von Ribbentrop, denn für Engländer und deren Auftritt gegenüber dem „Rest der Welt“ hatte er nun überhaupt nichts übrig. 1917, als die Wilson-Administration die jungen Amerikaner zu den Waffen rief, weigerte er sich – wie es hieß – im Gegensatz zu seinen begeisterten Harvard-Studienfreunden, „für die Engländer“ in den Krieg zu ziehen, und am 12. November 1938 schrieb er dem Manager der Hearst Corporation, Tom J. White, „... *You know and W. R. [Hearst] knows that I am not any more influenced by the English than I was the day I arrived here. They haven't shown me anything that makes me wish I was their friend,*

beyond the great courtesy to me, or that they have anything to offer the United States that is of particular value to us. ¹⁴⁸

Aufgrund von Ribbentrops Ernennung zum Außenminister gab es lediglich die kurze Begegnung der beiden anlässlich der Verabschiedung von Ribbentrops. In Verfolg seiner Absichten traf Kennedy am 13. Juni auf eigenen Wunsch den deutschen Botschafter von Dirksen. Der zum Nachfolger von Ribbentrops berufene von Dirksen hatte sich zuvor erst mit Schreiben vom 31. Mai bei dem Staatssekretär im Auswärtigen Amt von Weizsäcker rückversichert, denn er fühlte sich an sich nicht zuständig für Kennedys Deutschland-Bestrebungen.¹⁴⁹

Noch am Tage des Gespräches sandte von Dirksen seinen Bericht an das AA und zitierte Kennedy mit den Bemerkungen, er [Kennedy] sei überzeugt davon, „... dass die Vereinigten Staaten zu freundschaftlichen Beziehungen mit Deutschland kommen müssten“ und „Roosevelt sei nicht gegen Deutschland eingestellt, wolle sogar freundschaftliche Beziehungen zu Deutschland“, aber „... die meisten hätten Angst vor den Juden und wagten nicht, Gutes über Deutschland zu sagen“.¹⁵⁰

Diese Äußerungen lösten sicherlich bei dem zwischenzeitlich systemkonformen von Ribbentrop große Genugtuung aus. Weit mehr Freude noch muss Kennedys Rede vor der *Navy League*, der Elite des *Empire*, am 24. Oktober 1938, nur wenige Wochen nach dem Münchener Abkommen also, beim Reichsaußenminister ausgelöst haben. In dieser Grundsatzrede sagte Kennedy u.a.: „... *It has long been a theory of mine that it is unproductive for both democratic and dictator countries to widen the division now existing between them by emphasizing their differences which are selfapparent. Instead of hammering away at what are regarded as irreconcilable they can advantageously bend their energies towards solving their remaining common problems and attempt to re-establish good relations between them. After all we have to live together in the same world whether we like it or not. The nations of the world have always embraced many forms of government*



Stalin and Ribbentrop shake hands at the signing of the Nazi-Soviet Pact in Moscow 1939 (Foto: Alamy)

races and religions. Surely we should be able to surmount a difference in political philosophy. ...“¹⁵¹

Hier offenbarte sich ein Bruder im Geiste, und die Verantwortlichen des nationalsozialistischen Deutschlands dürften sich in ihrer Politik in jeder Hinsicht bestätigt gefühlt haben.

Kennedy und von Ribbentrop – Details wie geographische oder biographische Umstände unberücksichtigt gelassen – unterschieden sich eigentlich lediglich in persönlichen Neigungen, in den privaten Dingen sozusagen. Kennedys Bemerkungen zur Politik seines Präsidenten hätten genauso gut von Joachim von Ribbentrop kommen können, und wesentlich mildere Worte zur Beurteilung der britischen Politik gegenüber dem Deutschen Reich findet man auch nicht bei Kennedy. Wenn Kennedy am 30. September 1939 an Roosevelt schrieb: „*Of course, the real fact is that England is fighting for her place in the sun, just as she has in the past. I got out the Times' editorial of August 5, 1914, and compared it with the one of September 4, 1939, and they are practical identical, except for the substitution of the word 'Nazi' for 'Juncker'*“¹⁵², dann darf davon ausgegangen werden, dass von Ribbentrop ihm nicht nur nicht widersprochen, sondern ihm auch vollen Herzens zugestimmt hätte. Der scharfsinnige sowjetische Botschafter in London, Ivan Maisky, hinterließ in seinem Tagebuch leider nur in Bezug auf Kennedy eine ausführlichere Beobachtung. Für den 22. März 1938 trug er ein: „*He is quite a character: tall, strong, with red hair, energetic gesture, a loud voice, and booming infectious laughter – a real embodiment of the type of vigorous business man that is so abundant in the USA, a man without psychological complications and lofty dreams.*“¹⁵³

Genau das alles hatte und war Joachim von Ribbentrop allerdings nicht. Nur ein kurzes, die Eigenart von Ribbentrops beschreibendes Stichwort findet sich bei Maisky. Er beschrieb das Bankett, das George VI. zu Ehren König Leopolds von Belgien am 16. November 1937 gab

und notierte die Beobachtung, wie Churchill nach einem Gespräch mit den beiden Königen zu einer Gruppe um Joachim von Ribbentrop stieß: „... *I could see from a distance that Ribbentrop was, as usual, gloomily pontificating about something, and that Churchill was joking in reply, eliciting bursts of laughter from the people standing around* ...“¹⁵⁴

Aus dieser Beobachtung lässt sich nicht allzu viel ableiten, aber es wird deutlich, dass der gesellschaftlichen Konventionen angepasste Ribbentrop von seiner ganzen Haltung her das Gegenteil dessen war, was der gesellschaftliche Normen verspottende Kennedy darstellte.

Allein die Umstände, unter denen die beiden Männer arbeiteten, unterschieden sich ganz wesentlich: Der eine war einer Autorität, Franklin Delano Roosevelt nämlich, unterworfen, die diese Autorität auch erarbeitet hatte und täglich beweisen musste und auch bewies – und sei es nach langen Gesprächen mit insbesondere dem Vizepräsidenten, auch seinem Kabinett, den zahlreichen, sehr unterschiedlichen Beratern oder im immer wieder komplizierten Ränkespiel mit *House* und *Senate*. Der andere, Joachim von Ribbentrop, diente einer Person, die sich aufgrund einer angeblich höheren Eingebung berufen fühlte und dann verstanden hatte, mithilfe eines umfassenden Machtapparates, Respekt und Unnahbarkeit zu erzeugen und so den Schein von Autorität zu inszenieren. Nicht Sachverstand, Verhandlungen mit Gleichwertigen und Überzeugungskunst bestimmten diese „Autorität“, sondern allein Theatralik und auch Selbsttäuschung – Blendwerk letztendlich. In entscheidenden Sachfragen – so auch in der Außenpolitik – war diese Person eher eine Farce dessen, was mit dem Wort *auctoritas* zum Ausdruck kommen sollte. Aber um das erkennen zu können, hätte Joachim von Ribbentrop über ein Mindestmaß an Bildung verfügen müssen, über das er ausweislich seines Lebenslaufes nicht verfügte. Einerlei aber, ob eine Bildungskarriere, wie die Joseph P. Kennedys (Boston Latin School und Harvard Graduation) vor Selbsttäuschung geschützt

hätte oder nicht: Joseph Kennedy war derjenige, der mit seinem unverhohlenen Gerede von den ab 1940 zu erwartenden neuen Machtverhältnissen in den USA und der Notwendigkeit der gegenseitigen Akzeptanz von Demokratien und Diktaturen eine irrationale Zuversicht und Selbstsicherheit in der nationalsozialistischen Führungsschicht hervorrief. Von Ribbentrops fundamentaler Fehler lag darin, die Warnungen und Bedenken seines eigenen Botschafters in den USA, Dieckhoff, in den Wind zu schlagen. Im Zusammenhang mit dem von Kennedy angestrebten Besuch Hitlers hatte von Ribbentrops Vertrauter im AA, Woermann, am 12. August 1938 an den deutschen Botschaftsrat Theo Kordt in London geschrieben: „... Diese Bedenken [Dieckhoffs] gingen dahin, dass die Beurteilung der amerikanischen Politik Deutschland gegenüber durch Kennedy zu optimistisch sei und dass Kennedy hierdurch falsche Eindrücke erwecken könne. ...“¹⁵⁵

Dieckhoff sandte bis zu seiner Abberufung aus Washington weiterhin kritische Warnhinweise, am 2. November 1938 schrieb er beispielsweise an den deutschen Botschafter in London, Dirksen:

„Ich will gern glauben, dass Kennedy ehrlich ist, obwohl manches dafür spricht, dass er wie die meisten reinen ‘politicians‘ nur an sich selber denkt“¹⁵⁶ so auch anschließend der deutsche Geschäftsträger Thomsen. In Berlin schenkte man aber offenkundig den Verkündigungen aus dem Palazzo Venezia und den sibyllinischen Äußerungen aus dem Vatikan mehr Vertrauen und verwechselte in Konsequenz Wunsch mit Wirklichkeit.

Anmerkungen

¹⁴⁰ Vgl. beispielsweise Reinhard Doerries, *Iren und Deutsche in der Neuen Welt*, S 45 ff., S. 61 ff. Recht moderat schreibt Doerries sodann: „... Zwar gelang es den radikalen Iroamerikanern nicht, die nach dem Bürgerkrieg ohnehin strapazierten Beziehungen zwischen England und den USA ernst-

haft zu gefährden, aber es ist unbestreitbar, dass sie vor allem aufgrund der Vielfalt ihrer politischen Aktivität auf zahlreichen Ebenen, jede amerikanische Regierung bis in den Ersten Weltkrieg zwangen, die irische Frage sorgfältig im Blick zu behalten ...“ a.a.O., S. 175.

¹⁴¹ Vgl. Ronald Kessler, a.a.O., S. 169/170.

¹⁴² PSF, Box 37 Great Britain, Kennedy, Joseph P. 1938 – June 1939.

¹⁴³ Vgl. David Nasaw, a.a.O., S. 374.

¹⁴⁴ Zit. n. Simon Rofe, *The Embassy in Grosvenor Square*, S. 25.

¹⁴⁵ John Weitz weist im Zusammenhang mit dem „Judenboykott“ darauf hin, dass sich die viel zitierte Empörung in den USA in sehr engen Grenzen verhielt: „... The America of 1933 was still racially segregated, de jure below the Mason-Dixon line and de facto everywhere else. ... The country was widely anti-Semitic. Many clubs, apartment houses, residential areas, resorts and hotels were ‘restricted’, a euphemism for ‘Jews not wanted’, and they were often advertised as that.“ Weitz weist im weiteren Verlauf darauf hin, dass selbst die „deutschen“ Juden in den USA ihre osteuropäischen Blutsbrüder kritisch sahen. Erst durch Rabbi Stephen Wise, der direkten Zugang zu Roosevelt hatte, änderte sich die Einschätzung. Hatte das American Jewish Committee noch einen Boykott abgelehnt, so gelang es Rabbi Wise doch, mehr als 20.000 Gleichgesinnte in den Madison Square Garden – außen vor noch weit mehr – zu versammeln und einen Boykott gegen das Deutsche Reich des neuen Regimes zu fordern. Vgl. John Weitz, a.a.O., S. 60/61.

¹⁴⁶ Rudolf von Ribbentrop schreibt in seiner Biographie *Mein Vater – Joachim von Ribbentrop*: „... Eben aus Gründen der Staatsräson mußte sich Vater aber loyal hinter die endgültigen Entscheidungen Hitlers stellen. Wenn Hitler trotz Vaters abweichender Meinung entschieden hatte, blieb dem Minister nur übrig, sie loyal zu akzeptieren, um Schaden für das Reich abzuwenden, wenn er nicht zurücktreten wollte. Da der Rücktritt des Außenministers aber immer ein Politikum hohen Grades ist, war er auch in dieser Hinsicht nicht völlig Herr seiner Entschlüsse. Das entscheidende Moment für die Beurteilung von Vaters Rolle lag im Arbeitsstil Hitlers. Hitler hielt keine Kabinettsitzungen ab, in denen Stellungnahmen der Teilnehmer im Protokoll festgehalten wurden. ...“ S. 430.

¹⁴⁷ FDR, Presidential Library, PSF, Safe File, Box 6, Welles Report Part I and II.

¹⁴⁸ Vgl. Joseph P. Kennedy to T.J. White, London, November 12, 1938, in: Amanda Smith, *Hostage to Fortune*, a.a.O., S. 299.

¹⁴⁹ Vgl. 2369/494534–536, Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik, S. 289/290.

¹⁵⁰ Vgl. PA AA, R 29852, Fiche Nr. 1653.

¹⁵¹ Vgl. State letter, 1/11/72, F.W. 123 Kennedy, Joseph P/128, NACP). Diese Rede bedarf folgender Erläuterung: Grundsätzlich hatte der Botschafter jede seiner öffentlichen Reden und Ansprachen im Vorwege dem State Department vorzulegen. Am Beispiel seiner Antrittsrede in London vor der Pilgrim's Society (Vgl.: Ernst Mohnike, Joseph P. Kennedys Weg nach Trafalgar, S. 105 ff) ist zu sehen, bis in welche Details hinein die Verantwortlichen des State Department die Texte redigierten – sehr zum Ärger Kennedys, der die Essenz seiner Aussagen jeweils unerträglich verwässert sah. Dies wissend ließ Kennedy seinen Redenschreiber Harold Hinton die Rede vor der Navy League als einen Dialog mit seiner Frau aufbauen, mit der quasi in einer Art Vorbesprechung der Rede pros und cons des jeweiligen Themas diskutiert wurden. Eines der Themen war dann das o.g. Thema der Kooperation von Demokratien und Diktaturen. Dieser Trick half tatsächlich, den Blick der Prüfer des State Department zu trüben, sodass Kennedys Text als genehmigt abgezeichnet wurde. Als später der Pressesturm in den USA seinen Lauf nahm, ließ das State Department zunächst verbreiten, man habe den Text nicht gekannt. Später kam es zu schweren Auseinandersetzungen zwischen Außenminister Cordell Hull und dem Unterstaatssekretär Sumner Welles, der den Text letztlich abgezeichnet hatte. Vgl. Ernst Mohnike, Joseph P. Kennedy, S. 159, a.a.O.

¹⁵² Vgl.: PSF, Box 37, Kennedy, July 1939–40, Part I.

¹⁵³ Vgl. Gorodetsky, The Maisky Diaries, S. 105/106.

¹⁵⁴ Vgl. Ders., a.a.O., S. 88.

¹⁵⁵ Vgl.: PA AA R 102814.

¹⁵⁶ Vgl. PA AA, R 104982, Bd. 8.